



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Barak, D.: Die Pest in Rußland.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Pest in Rußland.

Eine große Gefahr droht von Osten her. Fast ist nicht mehr zu bezweifeln, daß dort im Wolgagebiet eine Krankheit wieder aufgetreten ist, die man seit langen Jahren für nicht mehr existierend ansah, und die das nördliche Europa im gegenwärtigen Säkulum nicht mehr heimgesucht hat, während sie vordem hier wie im Morgenlande Verheerungen der furchtbarsten Art angerichtet hatte. Wenn nicht Alles täuscht, so ist in der Staniza, d. h. dem Kosakendorfe, Wetljanka im Gouvernement Astrachan*) die orientalische Pest oder wenigstens eine ihr nahe verwandte, namentlich wie sie rasch und auf grauenhafte Weise tödtende Krankheit ausgebrochen. Man erzählt, daß ein aus dem türkischen Armenien heimgekehrter Kosak seiner Geliebten einen Shawl mitgebracht habe, und daß das Mädchen, nachdem sie das Geschenk ein paar Tage getragen, unter beunruhigenden Symptomen erkrankt und nach wenigen Stunden gestorben sei. Kurz nachher, so heißt es weiter, folgten ihr, von demselben unheimlichen Uebel ergriffen, alle Hausgenossen und später eine Anzahl der Nachbarn in's Grab, und die Seuche trat, vermuthlich von Flüchtlingen aus Wetljanka verschleppt, auch an anderen Orten in der Nähe der Wolga auf.

Dies geschah in den letzten Tagen des November und in der ersten Woche des Dezember. Seitdem hat die russische Regierung Maßregeln gegen das Uebel ergriffen: sie hat die angesteckten Dörfer absperrern lassen und Aerzte zur Feststellung des Charakters der Epidemie und zur Behandlung der an ihr Erkrankten abgeschickt, und die neuesten Nachrichten lauten günstiger. Mit dem Eintritt strenger Kälte — in Astrachan stand am 8. Januar die Quecksilbersäule des Thermometers 12 Grad unter Null — hat die Zahl der Erkrankungen abgenommen. Aber noch immer scheint die Gefahr groß; denn man weiß aus Erfahrung, daß Thauwetter der Seuche ihren bössartigen Charakter wiedergeben kann, und in Folge dessen herrscht in den russischen Städten, selbst im Norden

*) Wetljanka liegt im Kreise Zenotajewsk, 149 Werst von der Stadt Astrachan entfernt, 10 Werst vom Dorfe Prischib und doppelt soweit von dem Dorfe Nikolskoje, auf dem rechten Ufer der Wolga. Das letztere erhebt sich ziemlich hoch über den gewöhnlichen Stand des Flusses und ist eben und unbewaldet. Der Boden um die Staniza, die etwa 1700 Einwohner und ungefähr 200 Gehöfte mit nicht besonders saubern und geräumigen Holzhäusern hat, ist lehmig, die Vegetation dürrig. Die Einwohner beschäftigen sich ausschließlich mit Fischfang. Nach dem Bericht älterer Leute im Orte ist Wetljanka in Cholerazeiten von der Krankheit fast immer schwerer betroffen worden als die übrigen Dörfer der Gegend; bei Masern- und Scharlachfieber-Epidemien hatte der Ort stets einen größeren Prozentsatz von Erkrankungen aufzuweisen als diese, in den Jahren 1859 und 1860 war die Syphilis hier stark verbreitet und entwickelt, und im Jahre 1864 gab es viele Fieberkranke.

allgemeine Angst. An Gründen dazu fehlt es nicht. Denn der Bericht des fachmännischen Kommissars, den die Petersburger Regierung nach der infizirten Gegend abgesandt hat, lautet keineswegs tröstlich. Dr. Krassowski bezeichnet die Krankheit zwar nicht mit Bestimmtheit als die asiatische Pest, aber er sagt ausdrücklich, daß die Symptome, unter welchen sie auftritt, der reißend schnelle Verlauf, den sie nimmt, und die Verwüstungen, welche sie anrichtet, entschieden der furchtbaren Ansteckungskraft und der unbedingten Unbesiegbarkeit gleichen, welche jene Seuche nach den früheren Beobachtungen charakterisirten. Bis dahin hatte es in den offiziellen Rapporten wenigstens geheißt, daß etwa fünf Prozent der Erkrankten wieder genesen seien. Krassowski aber meldet: „Bis zum heutigen Tage war der Prozentsatz der Sterblichkeit genau in Uebereinstimmung mit dem der Erkrankungsfälle.“ Und nicht weniger beunruhigend wie dieser Bericht wirkt das Gutachten, welches die vom russischen Ministerium einberufene Kommission von Fachmännern abgegeben hat. Zu dieser Kommission gehören Prof. Botkin und der Leibarzt des Kaisers Alexander, Dr. Zdekauer, Autoritäten ersten Ranges auf dem Gebiete der praktischen Medizin, und die Kommission hat sich nicht nur einstimmig dahin ausgesprochen, daß die im Wolgagebiet ausgebrochene Epidemie wirklich die orientalische Pest sei, sondern diese ihre Meinung auch in einer Weise begründet, die unwiderleglich erscheint. Kein Wunder daher, wenn Schrecken sich in Rußland aller Welt bemächtigt hat, und wenn benachbarte Regierungen sich bereits bewegt gefunden haben, der Sache ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Fragen wir nun, was ist die Pest, so mag uns zunächst die Schilderung, die uns Boccaccio im ersten Tag seines „Decamerone“ nach eigener Beobachtung und vom Standpunkt des Wissens seiner Zeit von ihr entwirft, darüber Auskunft geben. Ein neueres vortreffliches Bild ihres Wüthens enthält die anonym erschienene englische Schrift „Cothen“. Der große italienische Novellendichter aber erzählt:

„Die Jahre von der heilbringenden Menschwerdung des Sohnes Gottes waren bis zur Zahl eintausend dreihundert achtundvierzig angewachsen, als das todbringende Pestübel in die herrliche Stadt Florenz gelangte, nachdem es einige Jahre früher in den Morgenlanden, entweder durch Einwirkung der Himmelskörper oder als eine von Gott im gerechten Zorne über unsern sündhaften Lebenswandel den Menschen herabgesandte Strafe begonnen, dort eine unzählige Menge Lebendiger getödtet hatte und dann ohne Aufenthalt, von Ort zu Ort sich verbreitend, nach den abendländischen Gegenden jammerbringend weitergeschritten war. Gegen dieses Uebel half keine menschliche Klugheit oder Vorkehrung, obwohl man es daran nicht fehlen und die Stadt durch eigens dazu bestellte Beamte von allem Uurathe reinigen ließ, auch jedem Kranken den Ein-

tritt verwehrte und über die Bewahrung der Gesundheit häufig Berathungen hielt. Ebenso wenig halfen die demüthigen Gebete, die nicht einmal, sondern oftmals in wohlgeordneten Prozessionen und auf andere Weise von frommen Leuten Gott vorgetragen wurden.

Ungefähr zu Anfang des Frühjahrs begann die Seuche schrecklich und wunderbar ihre verheerenden Wirkungen zu zeigen. Dabei war aber nicht, wie im Morgenlande das Nasenbluten ein offenkundiges Anzeichen unentflieharen Todes, sondern es kamen zu Anfang der Krankheit, bei Mannsleuten wie bei Frauen in derselben Weise, an den Weichen oder in den Achselgruben Geschwülste zum Vorschein, die zuweilen so groß wie ein Apfel, manchmal wie ein Ei wurden, bei den Einen in größerer, bei den Andern in geringerer Zahl hervortraten und schlechtthin Pestbeulen genannt wurden. Von jenen Theilen des Körpers verbreiteten sich diese verhängnißvollen Geschwülste rasch über alle übrigen. Später aber nahm das Uebel eine andere Gestalt an, indem Viele an den Armen, den Lenden und andern Gegenden des Leibes schwarze und braune Flecken bekamen, die bei Einigen groß und weit auseinanderliegend, bei Einigen klein und dicht bei einander waren. Und wie vorher die Pestbeule eine Verkünderin unvermeidlichen Todes gewesen, waren es nun diese Flecke bei allen, an denen sie erschienen. War es, daß die Art dieser Krankheit ärztlichem Rath und der Kraft jeder Arznei widerstand, oder war es, daß die Unwissenheit der Heilkundigen den rechten Grund der Seuche nicht erkennen und ihr deshalb kein wirklich heilendes Mittel entgegenstellen konnte, genug, daß die Wenigsten genesen und fast Alle binnen drei Tagen nach Erscheinen der beschriebenen Zeichen mit Tode abgingen, der Eine etwas früher, der Andere später, die Meisten aber ohne Fieber oder sonstige Zufälle.

Die Seuche gewann um so mehr an Heftigkeit durch den Verkehr der Gesunden mit den Kranken, sie war wie das Feuer, wenn es trockne und brennbare Stoffe ergreift, die ihm nahe gebracht werden. Ja, soweit erstreckte sich dieses Uebel, daß nicht allein der Umgang die Gesunden ansteckte und den Keim des Todes in sie legte, sondern daß schon die Berührung der Kleider oder anderer Dinge, die ein Kranker getragen oder angefaßt hatte, die Krankheit dem, welcher dergleichen berührte, mitzutheilen schien.“ . . . „Nicht allein vom Menschen zum Menschen übertrug sie sich, sondern, was viel mehr sagen will, auch jedes Thier, das Gegenstände antastete, welche einem an der Pest Leidenden oder an ihr Gestorbenen gehört hatten, wurde von dem Krankheitsstoffe erfaßt und starb binnen kurzem an dem Uebel. Von dieser Erscheinung habe ich zu wiederholten Malen Beispiele mit eigenen Augen gesehen, insbesondere aber das fast unglaublich scheinende, daß zwei Schweine die Lumpen eines armen Mannes, der an dieser Seuche gestorben war, und die man auf die Straße geworfen hatte,

dort fanden und nach Art dieser Thiere erst mit dem Rüssel durchwühlten, dann mit den Zähnen packten und hin und herschüttelten, nach kurzer Zeit aber, zuckend, als ob sie Gift gegessen hätten, todt auf die übel zugerichteten Fesseln hinstürzten.“

Boccaccio erzählt nun ausführlich weiter die Folgen des allgemeinen Entsetzens über diese Heimsuchung, und wie man sich in Florenz ihr gegenüber verhielt. Einige suchten sich durch mäßiges Leben und Absperrung in ihren Häusern zu schützen. Andere thaten das Gegentheil, schwelgten in Essen und Trinken, zogen mit Sang und Klang durch die Straßen und hielten Scherz und Lachen für das beste Mittel, sich das Uebel vom Leibe zu halten. Sie trieben ihr Unwesen und ihren Muthwillen nicht blos in Schenken, sondern auch in fremden Privathäusern, was ihnen um so leichter wurde, als viele der letzteren herrenlos geworden waren, und das Ansehen der Geseze, da deren Vollstrecker todt oder krank oder ohne die nöthigen Gehilfen waren, sich sehr vermindert hatte. Wieder Andere schlugen einen Mittelweg ein: sie fasteten weder wie die Ersten, noch hielten sie im Trinken und andern Ausschweifungen so wenig Maß wie die Zweiten. Auch schlossen sie sich nicht ein, sondern gingen umher, wobei sie an Blumen oder duftigen Kräutern rochen, „überzeugt, es sei besonders heilsam, durch solchen Duft das Gehirn zu erquicken; denn die ganze Luft schien von den Ausdünstungen der Leichname, von dem Geruche der Kranken und der Arzneien geschwängert zu sein“. Noch andere waren herzloser wie die Uebrigen, indem sie sagten, kein Mittel sei gegenüber von Seuchen so zuverlässig, als die Flucht vor ihnen. So verließen Viele, Männer wie Weiber, allein auf die eigene Rettung bedacht, Haus, Vermögen und Vaterstadt, Kinder und Verwandte und flohen auf das Land hinaus, „als ob der Zorn Gottes, der die Ruchlosigkeit der Menschen strafen wollte, sie nicht überall gleichmäßig ereilen und nur die vernichten könnte, die sich von ihm innerhalb der Mauern dieser Stadt betreten ließen“.

Unter den Zurückgebliebenen vermied jeder den andern, besonders wenn dieser erkrankt war. Der Oheim ließ den Neffen, die Schwester den Bruder, die Frau oft den Mann im Stich, ja das Schreckliche begab sich, daß Väter und Mütter sich weigerten, ihre Kinder zu besuchen und zu pflegen. Nur gegen übermäßigen Lohn verschafften wohlhabende Kranke sich Bedienung, die überdies dann meist ohne Einsicht und Geschick besorgt wurde. Zulezt kam es dahin, daß viele Leichen nicht in herkömmlicher Weise feierlich beerdigt wurden, auch wenn die Betreffenden vornehme Leute gewesen waren, die Armen aber nicht einmal in die geweihte Erde des Gottesackers gebettet, sondern einfach, nachdem man sie vor ihre Thür geworfen, in großen Gruben, die Hunderte zugleich aufnahmen, untergebracht wurden.

Draußen auf dem Lande aber war es nicht besser. Auf den zerstreuten Gütern und Meierhöfen starben die unglücklichen Bauern mit den Ihrigen ohne ärztlichen Beistand und ohne Pflege von Dienstboten auf Straßen und Feldern wie in ihren Häusern, ohne Unterschied bei Tag und bei Nacht. So nahmen auch sie gleich den Städtern ausschweifende Sitten an: „sie kümmerten sich nicht mehr um ihre Angelegenheiten, sie dachten nicht mehr daran, die Früchte ihres früheren Schweißes, ihrer Ländereien und ihres Viehstandes für die Zukunft zu pflegen und zu vermehren, sondern bemühten sich mit Scharffinn, sie so schnell wie möglich zu verzehren, als ob sie demnächst sterben müßten. Daher geschah es, daß Kinder, Esel, Schafe, Ziegen, Schweine und Hühner, ja selbst Hunde, die dem Menschen doch am treuesten anhängen, aus den Häusern, zu denen sie gehörten, vertrieben, nach Belieben auf den Feldern herumliefen, wo das Getreide verlassen stand und weder gehauen noch eingefahren wurde. Manche von diesen kehrten, ohne von einem Hirten getrieben zu werden, wie wenn sie mit Vernunft begabt wären, nachdem sie den Tag über geweidet, am Abend gesättigt in ihr Gehöfte zurück.“

„Was kann ich“ — so schließt unser Berichterstatter seine Schilderung dieser Noth, die übrigens auch in andern Städten und Gegenden Italien's und später auch im Norden Europa's die Menschheit dezimirte und demoralisirte — „was kann ich Stärkeres sagen, wenn ich mich nun wieder zur Stadt zurückbegebe, als daß die Strenge des Himmels und die Härte der Menschen so groß waren, daß man mit Sicherheit annimmt, vom März bis zum nächsten Juli seien, theils durch die Gewalt der Seuche, theils aus Mangel an Hilfe, innerhalb der Mauern von Florenz über hunderttausend Menschen dem Leben entrisen worden, während man vor diesem verheerenden Ereignisse der Stadt vielleicht kaum so viel Bewohner zugeschrieben haben würde. *) Ach, wie viele große Paläste, wie viele stattliche Häuser und wie viele vornehme Wohnungen, die ehemals voll glänzender Dienerschaft, voll edler Herren und Damen gewesen waren, standen jetzt bis auf den niedrigsten Stallknecht leer. Wie viele denkwürdige Geschlechter blieben ohne Stammhalter, wie viele bedeutende Hinterlassenschaften und wie viele reiche Besitzungen ohne Erben! Was für eine Menge von rüstigen Männern, holden Frauen und blühenden Jünglingen, welche, anderer zu geschweigen, selbst Galen, Hippokrates und Askulap für durchaus gesund gehalten hätten, aßen noch am Morgen mit ihren Verwandten, Spielgenossen und Freunden, um schon am nächsten Abend in jener Welt mit ihren Vorfahren zu speisen!“

Diese Beschreibung der Pest, die 1348 Florenz entvölkerte und später noch länger als ein Jahrzehnt den größten Theil des europäischen Festlandes, weder

*) Darin hätte man vermuthlich geirrt; denn Florenz war damals die volkreichste Stadt nicht nur Italien's, sondern ganz Europa's.

hoch noch niedrig verschonend, heimsuchte, ist in keiner Weise übertrieben, und sie zeichnet uns auch die Herkunft und die Symptome der Krankheit ziemlich genau. Das Folgende mag sie indeß ergänzen, da neuere und neueste Beobachtung unsere Kenntniß der Pest erheblich vermehrt hat.

Mit dem Ausdrucke Pest bezeichnet der Volksmund jede ansteckende Krankheit, die sich weit ausbreitet und rasch tödtet. In diesem Sinne wird das Wort auch von den alten Schriftstellern angewendet, in deren Werken solche Seuchen oft erwähnt, doch niemals recht deutlich, sodaß ihr Charakter vollkommen erkennbar wäre, beschrieben werden. Dahin gehören die Epidemien, deren im Alten Testamente wiederholt gedacht wird, und die furchtbare Seuche in Athen, welche Thukydides uns geschildert hat. Die erste Weltseuche, die sicheren Nachrichten zufolge der im engeren Sinne jetzt Pest genannten Krankheit gleich, ist die sogenannte Justinianische Pest, welche vom Jahre 542 n. Chr. an, vom Morgenlande kommend, ein halbes Jahrhundert hindurch Europa verheerte und ängstigte. Von dieser Zeit an erst scheinen die Geschichtschreiber unter dem Worte Pest nur die Krankheit verstanden zu haben, die wir als Drüsen- oder Beulenpest oder auch als orientalische Pest bezeichnen, und die, wie wir annehmen müssen, gegenwärtig in Rußland ausgebrochen ist. Sie gehört in die Klasse der Fieberkrankheiten und hat einerseits Aehnlichkeit mit dem Typhus, während sie andererseits an den Milzbrand erinnert. Im Mittelalter waren Pestepidemien, die aus dem Orient kamen, nicht selten. Der „schwarze Tod“, dieselbe Seuche, die Boccaccio uns soeben auf's anschaulichste beschrieben hat, und die in Frankreich und Deutschland Hunderttausende hinraffte, stieg bis nach Skandinavien hinauf und verbreitete sich im Jahre 1352 von da nach Pflow und Nowgorod und zuletzt über den größten Theil des heutigen russischen Reiches. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert waren Pestepidemien im nördlichen Europa ziemlich häufig, und noch zu Anfang des achtzehnten wüthete die echte orientalische Pest in dieser Gegend zuweilen mit großer Heftigkeit. Sie trat damals in Deutschland, Holland und Italien bald sporadisch, bald in weit ausgedehnten Epidemien auf und war dann bald für längere, bald für kürzere Zeit verschwunden. In England schloß die schreckliche Pest, die London 1688 heimsuchte, im Westen die, welche 1720 in Marseille und in der Provence wüthete, die lange Reihe dieser Erscheinungen. Im östlichen Europa, namentlich in Rußland und Ungarn, trat die orientalische Pest noch kurz vor dem Schlusse jenes Jahrhunderts auf. Nachdem Astrachan im Jahre 1692 von ihr befallen worden und zwei volle Jahre von ihr gelitten, folgten 1770 und 1797 in Rußland wieder zwei große Epidemien der Art, von denen die erstere, die vorzüglich Moskau und seine Umgebung verheerte, noch heute in der Erinnerung des Volkes lebt.

In unserem Jahrhundert waren nur noch der eigentliche Orient und Nordafrika der Schauplatz großer Pestepidemien, und einzelne, bisweilen ziemlich häufige Fälle von Erkrankungen an der Seuche kamen 1827 bis 1829 auf den Inseln und Küsten des Mittelmeeres und in den untern Donauländern vor. In Aegypten wüthete die Pest zum letzten Male in der alten furchtbaren Weise 1835. Jetzt ist sie auch dort sowie in Syrien und Kleinasien seit länger als dreißig Jahren nicht mehr bemerkt worden. Schon war man geneigt, an das Erlöschen derselben auf der ganzen Erde zu glauben, als sie sich 1850 unvermuthet noch einmal im nördlichen Afrika und zwar unter der in schrecklichem Elend lebenden Nomadenbevölkerung in der Nähe der im Paschalik Tripolis gelegnen Stadt Bengasi zeigte, durch Verschleppung in die letztere sowie in andere benachbarte Orte gelangte und im nächsten Jahre verschwand. 1867 ferner trat sie in Mesopotamien und 1870 an der Nordgrenze Kurdistan's zwischen den persischen Städten Urnika und Maraga epidemisch auf. Weitere Pestausbrüche fanden 1871 in Nordpersien und 1873 in den untern Euphratgegenden statt, und der letzte, der im Jahre 1874 die Welt erschreckte, betraf abermals die Nachbarschaft von Bengasi.

Daß die Moräste von Unterägypten die Pest ausgehaucht, ist nicht erwiesen.*) Gewiß ist dagegen, daß sie wenigstens in der letzten Zeit ihres Auftretens in Mitteleuropa immer aus dem Morgenlande dahin gekommen ist. Sie wird einer gesunden Bevölkerung zunächst durch das Zureisen von Leuten aus den von ihr ergriffnen Gegenden mitgetheilt. Ist die Krankheit aber an einem Orte ausgebrochen, so scheint sich in der Luft ein Contagium zu entwickeln, bei dem direkte Berührung mit Pestkranken oder Dingen, die von solchen gebraucht worden sind, zur Fortpflanzung der Seuche auf Gesunde nicht erforderlich ist. In den meisten Fällen bricht die Pest innerhalb sieben Tagen, bisweilen aber schon am zweiten, in vereinzeltten Fällen auch erst am fünfzehnten Tage nach Aufnahme des Ansteckungsstoffs in den Körper aus. Ueber die Natur dieses Stoffs fehlt uns alle nähere Kenntniß, doch scheint er Ähnlichkeit mit dem sogenannten Leichengifte zu haben. Die in Armuth und Elend lebenden Volksschichten werden von der Pest am leichtesten ergriffen. Wie behauptet wird, bleiben diejenigen, welche viel mit Wasser zu thun haben, namentlich aber die Delträger und Fettwarenhändler, gewöhnlich von ihr verschont.

Nach Verlauf der Inkubationszeit, d. h. derjenigen Zeit, in welcher das Pestgift im Körper nur schleichend wirkt, bricht die Seuche bald mit örtlichen Zufällen, Pestbeulen oder Karbunkeln, denen dann Fieber und allgemeine Erkrankung folgen, bald sofort mit letzterer, nämlich mit Ohrenbrausen, Schwindel

*) 1873 bewies Dr. Tolosan, daß die Pest eine sich selbst erzeugende Krankheit ist, die sich unter jedem Längen- und Breitengrade der Erdoberfläche erzeugen kann.

und wüthendem Kopfschmerz, Mattigkeit, Frost, beschleunigtem Athem und Puls-
schlag, heißer Haut und bisweilen mit Durchfall und Erbrechen aus. Die Pest-
beulen, angeschwollene und vereiternde Lymphdrüsen, erscheinen gewöhnlich in den
Weichen, seltener im Nacken oder in den Achselgruben als runde Geschwülste
mit oder ohne Röthung der darüberliegenden Haut, verursachen meist stechende
Schmerzen und gehen zuletzt in der Regel in Verjauchung und Brand über.
Der Pestkarbunkel entsteht aus kleinen flohstichähnlichen Flecken, die sich unter
brennenden Schmerzen auf der Haut, besonders der Beine, bilden, zu
großen blauröthlichen Stellen anwachsen, verhärten, ein Bläschen in der
erhöhten Mitte zeigen und endlich in einen Brandschorf mit lebhaft ent-
zündetem Hof übergehen, unter welchem Haut und Muskeln vereitern und zer-
stört werden. Nach dem Auftreten dieser örtlichen Pestmale steigert sich das
Fieber zu heftigen typhusartigen Symptomen, die Kräfte des Kranken nehmen
rasch ab, und derselbe stirbt an einem Schlagfluß, Gehirnaffektionen, Blutung
oder Blutzersehung. Genesung tritt selten ein. Die Dauer der Krankheit be-
trägt, wie es scheint, fünf bis sechs Tage, doch tödten manche dieser Epidemien
unter den Erscheinungen der intensivsten Blutvergiftung schon in den ersten
vierundzwanzig Stunden. Einige Kranke stürzen dann hin, als ob sie der Schlag
getroffen hätte, andere quälen sich tagelang, manche behalten bis zum letzten
Augenblicke ihre volle Besinnung und laufen dann zuweilen wie rasend auf
Straßen und Feldern umher. Manche wieder verfallen sehr bald in stumpfe
Bewußtlosigkeit.

Die Vorbauungsmittel sind theils allgemeine, theils individuelle. Zu jenen
gehören die von allen seefahrenden Völkern eingeführte Quarantäne und die Pest-
fordons an den Grenzen der Binnenländer. Der einzelne von der Pest in seiner
Umgebung Bedrohte sichert sich am besten dadurch, daß er den Pestkranken und
deren Wohnungen und Kleidern fernbleibt, unreinliche Orte und Menschen möglichst
meidet und sich nach Kräften Gemüthsruhe bewahrt. Einreibung des Körpers
mit Baumöl verdient als Schutzmittel versucht zu werden. Die Behandlung
der Pestkranken endlich muß in der Hauptsache eine diätetische sein. Man sorgt
für reine frische Luft, wendet gutes Wasser innerlich und äußerlich an und läßt
den Patienten Limonaden und andere kühlende Getränke trinken. Massaria in
Vicenza hat (1576) Aderlässe mit Erfolg angewandt. Auber empfiehlt Brech-
mittel und Phosphor, doch gebrauchte er in einigen Fällen auch Haschisch.
Indeß sind die Resultate dieser Kuren fast immer kläglich gewesen; denn ge-
wöhnlich entging kaum ein Zehnthheil der Erkrankten dem Tode.

Vergleichen wir zum Schluß mit diesen meist auf Beobachtungen deutscher
und französischer Aerzte in Aegypten beruhenden Meinungen der medizinischen
Wissenschaft in Betreff der Pest mit dem ausführlichen Berichte des Dr. Depner,

welcher die in Wetljanka ausgebrochne Seuche als Oberarzt des Astrachan'schen Kosakenheeres zu untersuchen hatte, so schwinden wohl die letzten Zweifel an der Behauptung, daß diese Seuche die orientalische Pest oder doch eine ihr sehr nahe verwandte Krankheit ist.

Zuerst allerdings konnte dies nicht so scheinen. Zu Anfang des vorigen November stellte sich bei einigen Bewohnern der genannten Staniza Fieber ein, und nach etwa einer Woche bildeten sich Anschwellungen der Lymphdrüsen in den Achselgruben. Hiervon benachrichtigt, traf Dr. Depner am 18. November in Wetljanka ein und fand 8 Kranke in folgendem Zustande vor: mäßiger Fieberzustand von remittirendem oder intermittirendem Typus, die Kranken munter und auf den Füßen, der Appetit gut, der Schlaf und alle Funktionen des Körpers normal, die Abszesse unter den Achseln sonderten, wenn sie sich öffneten, gutartigen Eiter ab, die Kranken genasen ohne Ausnahme nach 10 bis 12 Tagen. Aehnliche Erscheinungen hat der Berichtstatter im Mai 1877 in Karatschi-Buzor und in Astrachan beobachtet, und bei allen diesen waren Verlauf und Ausgang der Krankheit identisch.

Seit dem 27. November aber hatte sich in Wetljanka eine Seuche gezeigt, an welcher Viele erkrankten und Einzelne starben. Im Dezember traf unser Doktor zum zweiten Male dort ein und fand 23 Kranke mit folgenden Symptomen vor: fürchterlicher Schmerz in Stirn und Schläfen, desgleichen Schmerzen in den Gliedern, nicht lange anhaltendes mäßiges Frösteln, welchem brennende Hitze in Gesicht und Augen folgte, der Leib aufgedunsen, Leber und Milz angeschwollen, Puls 100 bis 120 in der Minute. Dieser Zustand währte zwei bis drei Tage, worauf in günstigen Fällen Transpiration und Abschwächung der geschilderten Symptome eintrat, bei den meisten Kranken aber erneuerten sich die Paroxysmen dann in schwerer Form, Delirium stellte sich ein, Schlaflosigkeit, Unruhe, Hitze bis zu 42 Grad, Trockenheit der Zunge, röthlicher Urin waren weitere Aeußerungen der Krankheit, und nach dem zweiten oder dritten Fieberanfall erfolgte der Tod unter krampfhaften Zuckungen in komatösem Zustande bei sehr schneller Abnahme der Kräfte. Die Verstorbenen erstarrten bald, und nach etwa zwölf Stunden zeigten sich die Leichenflecke. Vom 27. November bis zum 9. Dezember starben von den Kranken 43 Prozent und nur 17 genasen.

Vom 9. Dezember an verschlimmerte sich der Charakter der Krankheit: bei im Allgemeinen günstig erscheinendem Zustande der Patienten trat plötzlich sehr starkes Herzklopfen ein, der Puls war unbestimmbar, Uebelkeit und Schwindel, Brustbeklemmungen und Erbrechen dünnen, nicht gerinnenden Blutes folgten, das Gesicht zeigte sich bleich, der Ausdruck desselben war apathisch, die Pupillen der glanzlosen, tiefeingesunkenen Augen erweiterten sich. Nach diesem Anfall verfiel der Kranke auf mehrere Stunden in die äußerste Ermattung, und dann

folgten Hitze, Lethargie und leichtes Delirium. Mit dem 10. Dezember aber kamen zu allen diesen Erscheinungen in einzelnen Fällen Flecken am Körper von der Größe eines Hirsekornes bis zu der eines Zehnkopfenstückes. Die Kranken gaben einen eigenthümlichen honigartigen Geruch von sich, und der Tod erfolgte im Zustande bewußtlosen Betäubtseins unter rascher Abnahme der Kräfte. Die Leichen erstarrten nicht und gingen nach zwei bis drei Stunden in Verwesung über. Vom 9. Dezember an nahm der Prozentsatz der Sterblichkeit stetig zu, so daß er am 14. Dezember 100 erreichte.

Am 18. November und in den nächsten Tagen, wo die Krankheit sich gutartig angelassen, hatte der Berichterstatter innerlich Chinin in großen Dosen und Chlorwasser angewendet, bei den noch nicht aufgegangenen Drüsenabszessen hatte er Merkurialsalbe, bei den offenen Karbolumschläge gebraucht, und dieses Heilverfahren hatte gute Resultate ergeben. Jetzt sperrte man die Kranken von den Gesunden ab und versuchte es bei der Heilung der ersteren mit allen Mitteln gegen Fieberkrankheiten, mit Chinin, Salicylsäure, Salzsäure, Kälte u. a. Aber nichts half, fast alle Erkrankten starben, und die Ansteckung erreichte den höchsten Grad. Das gesammte am Orte anwesende medizinische Personal, das sich mit den Kranken abgegeben hatte, der Arzt Koch und sechs Feldscheerer, wurden ein Opfer der Epidemie. Der Priester der Staniza starb, die Kosaken starben, welche die Kranken gepflegt und die Todten fortgeschafft hatten, fast alle, die irgendwie mit den von der Seuche Ergriffenen in Berührung gekommen waren, erkrankten und waren nach wenigen Tagen Leichen, obwohl sie mit desinfizirenden Schutzmitteln versehen gewesen waren. Das einzige Mittel zur Unterdrückung der gräßlichen Epidemie war Absperrung des Dorfes und seiner Umgebung und strenge Quarantäne, und demgemäß wurden am 12. Dezember vom Hetman der Kosaken Maßregeln getroffen.

Nach den Aussagen der Feldscheerer tauchte die schwerere Krankheit, die am 27. November ihren Anfang nahm, plötzlich nach der vorhergegangenen leichteren auf, als die an letzterer Erkrankten sämmtlich genesen waren. Dr. Depner aber ist der Ansicht, daß zwischen beiden Krankheiten ein enger Zusammenhang besteht. „Auf diesen Zusammenhang weist“ — so sagt er — „das Auftreten von Geschwulst und Entzündung der Lymphdrüsen mit Uebergang in Abszesse hin, welche anfangs nicht von typhischem Fieber begleitet waren, und dann das Ausbrechen der Seuche erst nach neun Tagen mit offen hervortretenden außergewöhnlichen Symptomen in akuterer Form, welche vor meinen Augen zu einer so furchtbaren Bösartigkeit ausarteten, daß beinahe alle Erkrankten in Zeit von zwölf Stunden bis drei Tagen starben. Die von mir beobachteten Symptome dieser entsetzlichen Seuche geben mir das Recht, sie entweder für einen sehr bösartigen Typhus oder für eine eigengeartete Menschenpest (pestis indica, Hirsch) oder für eine neue, zwischen Typhus und Pest zu stellende Krankheit zu halten.“

Durch die Tagesblätter werden die Leser bereits unterrichtet sein, daß das Reichsgesundheitsamt in voriger Woche schon Maßregeln zur Abwendung der Gefahr von den deutschen Grenzen in's Auge gefaßt und sich zu diesem Zwecke mit den betreffenden österreichischen Behörden in Verbindung gesetzt hat. Man hat Entsendung von Ärzten nach den infizirten Orten, ein Einfuhrverbot in Betreff gewisser russischer Waaren und zwanzigtägige Quarantäne beschlossen, und das wird hoffentlich genügen, uns zu schützen. D. Barak.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.